

# Vor der Leinwand des Aussichtslosen

Christoph Höhtker ist Anwärter auf den Schweizer Buchpreis – in «Alles sehen» entwirft er ein Panorama grotesker Durchschnittlichkeiten

SEBASTIEN FANZUN

Es gibt Anfänge, die bestechen weniger durch die Schönheit ihrer Formulierung oder die Komplexität der in ihnen ausgedrückten Gedanken als durch die schiere Situation, die sie beschreiben. Etwa so: Michael Brandt, eine in vielerlei Hinsicht gescheiterte Existenz, lässt sich von seinem alten Studienfreund Frank Stremmer am Telefon dazu überreden, eben jenes Telefon einer attraktiven jungen Frau mit Namen Ania zu reichen, damit Stremmer sie – immer noch telefonisch – zu einem Date mit Brandt im besten Restaurant am Platz einladen kann, während Brandt die Zeit des Gesprächs dazu nutzen soll, sich bei Stremmers Ex-Freundin 500 Euro auszuleihen, damit das Abendessen auch bezahlt werden kann. Dass die attraktive junge Frau sozusagen schon vergeben ist, an eine Wissenschaft mit Namen «Totale Soziologie» (kurz TS), macht nichts einfacher.

Klingt kompliziert? Ist es auch – und zeigt zugleich das Programm des Buchs in aller Deutlichkeit. Nicht um die bedächtige Erörterung pseudotiefer Innenleben geht es hier, sondern um das unübersichtliche Gewirr dessen, was wir einermassen optimistisch als Kommunikation bezeichnen. Der in Bielefeld geborene und in Genf lebende Schriftsteller Christoph Höhtker entwirft in seinem Roman «Alles sehen» einen wahnwitzig beschleunigten Plot, in dem verschiedentlich miteinander verbundene Menschen innerhalb eines Tages und einer Nacht in der Stadt B. zusammenkommen.

Dabei wechseln die Perspektiven so rasant, wie die Erzählung vorangeht. Vom gescheiterten Taxifahrer über die unsichere Möbeldesignerin bis hin zum angehenden Jihadisten darf jede und jeder seine Sicht der Dinge darlegen – und die jeweilige Sicht der Stadt B. Denn während die Stadt in den Schilderungen ihrer Bewohner entsteht, scheinen die Bewohner umgekehrt ein Produkt der Stadt zu sein.

## Pragmatischer Sex

B. ist ein westfälischer Moloch der Mittelmässigkeit, eine Chiffre des wirtschaftlichen und sozialen Niedergangs. Seine Einwohnerschaft setzt sich zusammen aus unattraktiven, mehr oder weniger schwer substanzabhängigen Gestal-



Ohne Fotoapparat, aber mit sehr viel Blitzlicht: Christoph Höhtker blickt durch die Linse der Übertreibung. CHRISTIAN BEUTLER / KEYSTONE

ten, die jede Hoffnung auf gesellschaftlichen Erfolg, unbezahlte erotische Begegnungen oder Momente erfüllter Zwischenmenschlichkeit weitgehend aufgegeben haben. Auch anhand ihrer fundamental beschädigten Interaktionen hat Professor Jobst-Michael Höhtker in den Neunzigern sein Projekt der «Totalen Soziologie» entwickelt, zu dem Ania ein quasisexuelles Verhältnis entwickelt hat, während der liebe Professor mittlerweile in einem Sanatorium bei Zürich sein relativ interaktionsarmes Dasein fristet.

Da Ania «den pragmatischen Sex der unteren Klassen mit dem Humor der mittleren Mittelschicht amalgamierte», verfallen ihr sowohl der von den Mangelerscheinungen von B. geschädigte Michael Brandt als auch der eben aus Genf angereiste Stremmer. Und beide geraten sie so in den Dunstkreis der TS, die Ania ihnen liebend gerne erklärt: Professor Höhtker hatte in diesem Ansatz versucht, jedes noch so geringe Element der Stadt B. zu erfassen, eben alles zu sehen, bevor diese Ekstase der analytischen Affirmation bei ihm einen

ernsthaften psychischen Schaden verursacht und ihn in die Schweizer Klinik vertrieb.

Die TS fungiert dabei nicht nur inhaltlich als Leitmotiv. Während der wissenschaftliche Gestus sich in der Textgestalt des Romans etwa in den zahlreichen ergänzenden und erläuternden Fussnoten niederschlägt, findet sich das Katalogische dieses Zugangs im furios angehäuften und vielwinkligen Plot widergespiegelt, der an Kollegen wie Maxim Biller oder Rainald Goetz erinnert.

Es gibt Theorien, die bestechen weniger durch die von ihnen versprochene Erkenntnisleistung oder die Anwendbarkeit ihrer Resultate als durch den schieren Anspruch, den sie behaupten. Als der Soziologe Niklas Luhmann seinen Lehrstuhl in Bielefeld antritt, vermerkt er in seinem Projektplan Folgendes: «Forschungsvorhaben – Theorie der Gesellschaft. Laufzeit – 30 Jahre. Kosten – keine.» Die Notiz ist in ihrer spröden Komik charakteristisch für die Luhmannsche Systemtheorie, die Genauigkeit der Betrachtung mit megalomanischer Grandezza der Darstellung verbindet. Diese Ambivalenz prägt Professor Höhtkers Forschungsvorhaben ebenso wie den Roman des Schriftstellers, dessen Namen er teilt. Laufzeit? Gut 300 Seiten.

Kosten? Der Ansatz, jedes Detail mit Bezügen und Bedeutungen vollzustopfen, eben alles zu sehen, lässt alle Details irgendwie gleichgültig und bedeutungslos erscheinen. Der Erzähler versucht sich aus der drohenden Banalität einer schlichten Detailanhäufung zu retten, indem er jedes Element – sei es Figur, Handlung oder Dialog – in einem Feuerwerk von Bezügen übersteigert und zur Satire hochtoupirt. Die Höhtkersche Versuchsordnung erfasst ihre Objekte durch die Linse der Übertreibung.

## Feier der Oberflächlichkeit

Das ist oft beissend unterhaltsam und sorgt für die Rasanz der Erzählung. Umgekehrt fordern die konstante Brachialität und die pointensüchtige Prosa ihren Tribut: Die Story und die Charaktere bleiben meist nur haarscharf diesseits der Grenze des Glaubwürdigen, bei manchen Figuren wie dem objektsexuellen, mit seiner Scheidung nicht zurechtkommenden Möbeldesigner und Vulkanausbruchfanatiker Jan Bargfrede wird die Grenze deutlich überschritten.

Gut möglich, dass der Text selber darum weiss und sich nicht darum schert. Denn wie heisst es in einer der Fussnoten? Die zu «totaler Oberflächlichkeit» entschlossene TS sei «Landschaftsfotografie ohne Fotoapparat, aber mit sehr viel Blitzlicht». In Höhtkers Überbelichtung ist es bisweilen schwierig zu trennen, was leuchtet und was bloss blendet.

Christoph Höhtker: Alles sehen. Roman. Ventil-Verlag, Mainz 2015. 320 S., Fr. 27.90.

# Zurück zur Quelle und voran in die Zukunft?

Die neue Lutherbibel scheut altertümliches Deutsch ebenso wenig wie sprachpolitische Eingriffe

BERNHARD LANG

«Nachdem man Johannes gefangen genommen hatte, kam Jesus nach Galiläa und verkündigte das Evangelium Gottes: Erfüllt ist die Zeit, und nahe gekommen ist das Reich Gottes. Kehrt um und glaubt an das Evangelium.» So steht es im Markusevangelium, Kapitel 1, Verse 14 und 15, in der Zürcher Bibel 2007: eine moderne, sprachlich elegante, philologisch genaue Übersetzung in heutiger literarischer Sprache. Gebraucht und empfohlen wird sie von der Evangelisch-Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

## Luthers Sprachkraft

Anders liest sich der Text in der soeben veröffentlichten Neuausgabe der Lutherbibel: «Nachdem aber Johannes überantwortet wurde, kam Jesus nach Galiläa und predigte das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Busse und glaubt an das Evangelium!» Das ist die Sprache Luthers. Der zitierte Abschnitt entspricht ziemlich genau dem Text der Lutherbibel letzter Hand von 1545. Einziger Unterschied: Bei Luther hiess es

noch «Nachdem aber Johannes überantwortet ward», eine Formulierung, die der heutige Leser auch noch verkräftet hätte. Nicht nur an dieser Stelle, sondern praktisch auf jeder Seite der Neuausgabe ist das Ziel erkennbar, den alten Luther-Text möglichst unverändert beizubehalten, auch da, wo ein Wort schwer verständlich ist – «überantwortet» für «gefangen» – oder theologisch fragwürdig: «tut Busse» für «kehrt um». Im Vorwort erklärt Heinrich Bedford-Strohm, der Vorsitzende des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), was man mit der Revision im Sinn hat: Zum Reformationsjubiläum im Jahr 2017 soll an Luthers epochemachendes Werk erinnert und dessen Sprachkraft neu zur Geltung gebracht werden. Die Lutherbibel prägte seit ihrem ersten Erscheinen im 16. Jahrhundert nicht nur das geistliche Leben, sondern entfalte «immer wieder neu ihre Wirkung auf unsere Sprache und unsere Kultur».

Die früheren, zuletzt 1984 ausgeführten Revisionen der Lutherbibel hatten ein anderes Ziel als die vorliegende: Sie sollten in erster Linie verständlich sein; deshalb wurden lexikalische und syntaktische Archaismen weitgehend ausgemerzt. Die neue, Luther-treue Ausgabe

hat an vielen Stellen den alten Wortlaut wiederhergestellt.

Ein gutes und auffälliges Beispiel bietet das Hohelied der Liebe im ersten Korintherbrief. «Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle»; so las man's seit 1975. Jetzt heisst es wieder: «und hätte der Liebe nicht», also «haben» mit dem – seit langem obsoleten – partitiven Genitivobjekt. Der Vergleich drängt sich auf: Ein altes Gebäude hatte bei der Modernisierung vor einer Generation seine historischen Schmuckelemente verloren; bei der Renovierung besann man sich darauf und stellte das alte Aussehen wieder her. So auch bei der historisierenden Sprachgestaltung der neuen Lutherbibel.

## «Brüder und Schwestern»

Doch die Arbeit der Revisoren erschöpft sich nicht in der Wiederherstellung der traditionellen Sprachgestalt. Es sind noch andere, durchaus modernisierende Tendenzen erkennbar. Wenn Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefs seine Leser als «liebe Brüder» (Luther 1545) anredet, so liest man jetzt, ohne vorgeschaltetes «liebe», «Brüder und

Schwestern» – zweifellos ein Zugeständnis an die feministisch orientierte Theologie, deren Einfluss sich allerdings weit aus stärker in der 2006 erschienenen, umstrittenen «Bibel in gerechter Sprache» niedergeschlagen hat. Eine weitere Tendenz zeigt sich an Stellen, die jüdenfeindlich klingen: Man versucht, eine politisch korrekte Formulierung zu finden. Daher wird «die Synagoge Satans» (Buch der Offenbarung 2, 9) zur «Versammlung des Satans», so dass eine Übertragung der frühchristlichen Polemik auf das heutige Judentum zumindest erschwert ist. Erkennbar ist auch der Wille, die Ergebnisse der biblischen Textforschung in die Übersetzung einzubringen. Am deutlichsten ist dies bei den zwischen dem Alten und Neuen Testament abgedruckten apokryphen Schriften. Von diesen sind gleich mehrere, darunter die Bücher Judit und Tobit, neu und zuverlässig übersetzt.

Eine Bewertung der neuen Ausgabe der Lutherbibel muss sich an deren auffälligstem Merkmal orientieren: ihrem weithin musealen Charakter. Dieser besteht in der Rückkehr zu den Formulierungen des ursprünglichen Übersetzers. Wird die neue Ausgabe im Gottesdienst gebraucht, stärkt sie die konfessionelle Identität der deutschen Lutheraner. Sie

halten an ihrer Bibelsprache fest, die zu einer Sondersprache geworden ist. Damit fällt Pfarrern und Religionslehrern die Aufgabe zu, diese Sprache zu übersetzen und zu aktualisieren. Das wird ihnen nicht schwerfallen, denn sie können auf moderne Übersetzungen der Bibel zurückgreifen – nicht zuletzt auf die Zürcher Bibel 2007.

## Eine Alternative

Ob sich die neue Lutherbibel wirklich durchsetzen wird, bleibt abzuwarten. Skepsis ist allerdings erlaubt. Man kann sich zudem eine ganz neue Übersetzung vorstellen, die ungefähr aussieht wie die Zürcher Bibel, die jedoch einen Anhang enthält mit einer Auswahl klassischer Abschnitte im Wortlaut der alten Luther-Übersetzung – mit Texten wie dem Hirten-Psalms 23, der Weihnachtsgeschichte und dem Gleichnis vom guten Samariter. Mit einer solchen Bibel könnten Nostalgiker ebenso zufrieden sein wie alle, denen ein verständlicher und leicht lesbarer Text am Herzen liegt.

Die Bibel. Nach Martin Luthers Übersetzung. Lutherbibel revidiert 2017. Mit Apokryphen. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 2016. 1115+410 S., Fr. 29.50.